Dem Einfluß dieses Teekults und seiner bedeutendsten Vertreter — es sei hier nur der Name Rikiu genannt — begegnet man auf zahlreichen Gebieten des japanischen Volkslebens. Aus der Teezeremonie — „teaism" nennt sie der Amerikaner — spricht Ureigenstes der rätselhaften japanischen Seele, die der Abendländer nie ergründen wird.

Der Teeraum selbst (sukiya) ist nur neun Fuß im Quadrat und mit Bambus ausgelegt. Eine Seite des Zimmers grenzt unmittelbar an einen Garten. Die zwei oder drei Fenster, shoji genannt, sind mit feinstäbigem Gitterwerk versehen, durch welches die Schatten des Laubwerkes hineinspielen. In der Nähe der shoji ist in die Wand eingebaut ein roher, säulenartiger Baumstumpf, um die Anspruchslosigkeit des Raumes äußerlich zu unterstreichen.

Hier ist der „Platz der Beschaulichkeit", „Abode of Vacancy" genannt. Ein kleiner, mit Blumen geschmückter Alkoven, tokonama, lädt zum Philosophieren ein. Im Frühjahr ziert ihn die Kirschbaumblüte, im Sommer die Lotosblume, im Herbst die Chrysanteme und im Winter ein Kiefernzweig. Ein kleiner glühender Ofen, von der Außenwelt durch einen japanischen Schirm getrennt, dient zur Herstellung des aromatischen Teegetränks, und, da der Amerikaner nicht wie der Asiate gewohnt ist, auf dem Fußboden sitzend seinen Tee zu schlürfen, so vervollständigen noch einige Tische und Stühle das bescheidene Mobilar einer New Yorker sukiya.

Seltsam genug geht es dort zu. Zunächst lustwandeln die Gäste eine Weile in dem zum Teeraum gehörenden Garten, um dort alle weltlichen Wünsche von sich abzustreifen. Dann betreten sie den Pfad der Selbsterleuchtung (roji), der sie zur Tür der sukiya führt, ziehen ihre Schuhe aus und schreiten, nie mehr als fünf zu einer Tee-Zeremonie, schweigend hinein. Lautlos gruppiert sich alles um den tokonama, und während das Wasser im Teekessel leise zu sieden beginnt, entwickelt sich eine gepflegte Unterhaltung über irgend ein philosophisches oder künstlerisches Thema.

Inzwischen versieht die Wirtin des Teeraums, die, wenn sie einige Kenntnisse auf dem Gebiete japanischer Teezubereitung erworben hat, mindestens zehn bis fünfzehn Jahre zu deren Aneignung gebraucht haben mag, ihre zeremonielle Tätigkeit. Ihre Bewegungen sind leicht und anmutig, wenn auch ohne feste Rhythmen. Ein wenig kochendes Wasser gießt sie in eine hauchdünne Schale, öffnet den elfenbeinernen Deckel eines zierlichen Kruges und entnimmt daraus mit einem zinnernen Löffel etwas hellgrün pulverisierten Tee und streut diesen vorsichtig in die Schale. Mit einem am einen Ende zerfaserten Bambusstäbchen schlägt sie den Tee, bis die Oberfläche Schaumkronen aufweist, und reicht ihn mit großer Feierlichkeit dem angesehnsten Gast der Teerunde. „Before you!" murmelt dieser Ehrenwerte. Dann ergreift er die köstliche Schale, preist ihre Schönheit und ihr Alter und nimmt bedächtig den ersten Schluck. Mit der Zunge nachstoßend tut er den zweiten Zug und leert mit dem dritten die Schale zur Neige. Donn werden die anderen Gäste in gleicher Weise bedient, und der offizielle Charakter dieser Zeremonie weicht nun dem einer zwanglosen, geistreichen Geselligkeit.

Die New Yorker Teekultstätten sind im übrigen dem altjapanischen Stil des Taoismus, aufgebaut auf der Lehre des Lao-tse nach Möglichkeit angepaßt. Die durch ungewöhnlichen Luxus aller Art verwöhnte junge amerikanische Milliardärsjugend sehnt sich heimlich wieder zurück nach der einfachen Lebensweise ihrer Vorfahren und erblickt in der Wiederbelebung primitiver altjapanischer Teezeremonien einen der Wege, mag er auch umständlich und extravagant erscheinen, der sie zum Ziele führt: zur Genügsamkeit und Schlichtheit und zur Umwertung aller grobmateriellen Werte.

—⊡—

Aufruhr in Barga

Ein Mongolenzwergstaat in der Steppe. — Vierundzwanzig Prozent Umsatzsteuer. — Die „Weltrevolution" in der Steppe.

Von Dr. E. Conz, Tokio.

Im Herbst des vergangenen Jahres wußten Meldungen aus Sibirien von einer großen Revolution in Barga zu berichten, die angeblich den Frieden im Fernen Osten ernstlich gefährdete. Bald darauf verstummten jedoch alle weiteren Berichte, und Barga fiel, nachdem es einen oder zwei Tage lang die Aufmerksamkeit der Außenwelt auf sich gelenkt hatte, wieder in völlige Vergessenheit.

Bestimmt hatten 99 Prozent aller Europäer noch nie in ihrem Leben vorher auch nur das Geringste vom Vorhandensein des Landes Barga gehört. Um diese recht begreifliche Lücke im Wissen auszufüllen, sei es verraten, daß Barga einen Teil der mandschurischen Provinz Hoilungkiang darstellt und als trostloses Steppengebiet zwischen dem Großen Chingan und der Grenze von Transbaikalien liegt. Mancher Ostasienreisende, der die transsibirische Bahn benutzte, hat es schon durchquert, doch die Einöden mit ihren immer gleichen, sanft gewellten Hügeln, von einigen Flußläufen durchquert, boten dem Auge nichts Sehenswertes, und die Namen der beiden Bahnhöfe Chailar und Mandschurija waren sicher die einzigen Eindrücke von einiger Bedeutung.

Dieses Land mit seinen rund 300 000 mongolischen Bewohnern untersteht dem Namen nach einem eingeborenen Fürsten, dem Amban von Barga. Augenblicklich sitzt ein alter und weder geistig noch körperlich sehr regsamer Herr, der Fürst Kuen Fu, auf dem Thron von Barga. Die Regierungsgeschäfte, soweit dem Landesherrn solche überhaupt obliegen, werden von einem Mitglied des fürstlichen Hauses, dem Prinzen Chen Teh geführt. Der eigentliche Herrscher in Barga ist aber der chinesische Untergouverneur, dem der Titel Taoyin zusteht.

Sämtliche Würdenträger residieren in der Hauptstadt Chailar, einem recht kümmerlichen Rest mit vielen Hütten und einigen wenigen in russischem Stil gebauten Steinhäusern. Mitten durch die Stadt läuft das, was die Einwohner von Chailar stolz ihre Hauptstraße nennen, eine für den Fußgänger und das noch immer benutzte Kamel allenfalls gangbare Aneinanderreihung von Löchern und Maulwurfshügeln. Trotzdem rumpeln allen drohenden Federbrüchen zum Hohn Kraftwagen durch die Stadt und versuchen dem fernöstlichen Bild einen etwas zivilisierten Anstrich zu verleihen.

Vielleicht wäre der Stadt eine Zukunft beschieden, wenn die Sowjetmachthaber in der benachbarten Aeußeren Mongolei gestatteten, daß die Erzeugnisse dieser angeblich autonomen Republik durch das Gebiet von Barga nach China ausgeführt würden. Die Russen haben aber die Grenze gegen Barga gesperrt, weil sie dadurch den dortigen Mongolen die Kehle zuzuschnüren und sie zum Anschluß an die Aeußere Mongolei zu zwingen hoffen.

—⊡—

Die Kälte und der Kampf um den Türgriff

Eines Morgens hing am Siedlungsamt in Falher, einem Städtchen in der kanadischen Provinz Alberta, ein Anschlag, demzufolge eine besonders wertvolle Siedlung demjenigen versprochen wurde, der zehn Tage später als Erster das seit Monaten geschlossene Amt wieder betreten würde. „Donnerwetter!" dachte sich mancher Mann aus Falher. „Ich will mich einen oder zwei Tage vorher anstellen, dann muß ich der Erste sein." Aehnliche Gedanken schossen auch George Turcotte, der sich seit Monaten um eine gute Siedlung bemühte, durch den Kopf. Doch er wollte ganz sicher gehen. Also hockte er sich ohne weiteres auf die Schwelle des Amtes. Dann rief er einen Bekannten: „Sag doch dem Ethier, meinem Partner, er sollte einmal hierher kommen." Bald darauf erschien Ethier: „Na?" — „Wir müssen die Siedlung bekommen. Ich werde die Nacht über hier bleiben. Dann löst Du mich ab. Wenn wir zehn Tage aushalten, gehört die Siedlung uns." Ethier war mit dem Vorschlag einverstanden. Decken und Lebensmittel wurden herangeschafft. Dann richteten sich die Freunde abwechselnd vor der Tür des Amtes häuslich ein. Das Thermometer sank in den Nächten bis auf 40 Grad unter Null. Als die anderen Anwärter auf die Siedlung die schon so früh begonnene Belagerung des Amtes sahen, versuchten sie, einen Augenblick der Unachtsamkeit von seiten Turcottes oder Ethiers auszunutzen und die Türklinke zu ergreifen. Deshalb mußten die Freunde die Klinke dauernd in der Hand behalten. Trotzdem gelang es einem anderen Mann, seine Hand auf den Griff zu legen. Er ließ diesen drei Tage hintereinander nicht wieder los. Dann konnten die erstarrten Finger das Metall nicht mehr halten. Da saß Turcottes Hand sofort wieder an der Klinke. Bis zu dem Augenblick, da der Siedlungskommissar eintraf, blieb der Griff im Besitz der beiden Freunde. Dann geriet sie wieder in die Hand desjenigen, der sie drei Tage lang gehalten hatte. Als aber der Beamte den Beginn des Dienstes ankündigte, war doch Turcotte der Erste, der das Büro betrat. Die Siedlung belohnte ihn und seinen Partner für ihre außergewöhnliche Ausdauer.

—⊡—

Am Ausguck

„Er starb 68 Jahre nach seinem Tode."

Vor wenigen Tagen starb in Aakland (Kalifornien) ein Mann, der seinen eigenen Tod um 68 Jahre überlebte. George A. Perry hatte als Freiwilliger auf Seiten der Unionstruppen am amerikanischen Bürgerkrieg teilgenommen. Nach der Schlacht bei Fredericksburg im Jahre 1861 wurde er vermißt. Kameraden behaupteten, ihn fallen gesehen zu haben. So wurde er in der Verlustliste als tot geführt. Nach einiger Zeit tauchte aber der „Tote" wieder auf, da er nur verwundet gewesen war. Er versuchte nach Friedensschluß, vom Kriegsamt die allen Mitkämpfern zustehenden Pensionen zu erhalten. Obwohl die Dienstbehörden seiner Heimat, Freunde, Bekannte und ehemalige Kameraden dem Kriegsamt bestätigten, daß Perry lebte, ließ sich das Amt nicht erweichen, sondern bestand auf dem „toten" Verlustliste Perry wurde eine berühmte Merkwürdigkeit, die in den ganzen Vereinigten Staaten als „der tote Mann von Fredericksburg" bekannt war. Wie verlautet, wollen seine Freunde ihm auf dem Grabstein schreiben lassen: „Er starb 68 Jahre nach seinem Tode." Man sieht, daß der Bürokratismus eines der wenigen wirklich internationalen Dinge ist.

Schulgang und Kinderraub.

Dank der Sittenpredigt durch den Märchenprinz recht sich in China kein Mensch mehr über Norkommnisse auf, die Europäern unangenehm erscheinen würden. Will da kürzlich ein vierzehnjähriger Chinesenjunge in Schanghai zur Schule gehen. Plötzlich fährt ein geschlossener Kraftwagen nahe an ihn heran, zwei Männer springen heraus, packen den Knaben und werfen ihn in das Auto. Der Fahrer gibt Vollgas, der Junge hält sich schön ruhig, einer der Räuber kann nicht rasch genug auf den Wagen springen, läuft, steht auf und läuft flugs hinter dem Wagen her. Ein Rosse bezahlter Leibwächter eines anderen chinesischen Schülers, sieht den Vorfall, galoppiert dem Auto und dem laufenden Räuber nach und schreit Zeter und Mordio. Drei chinesische Schutzleute hören den Aufruhr, ziehen ihre Pistolen und rennen hinter Wagen, Räuber und Leibwächter her. Alles schießt im Laufen auf das Auto glücklicherweise ohne es zu treffen. Der schnaubende, prustende Räuber flüchtet in einen Lebensmittelladen und verbarrikadiert sich dort. Der Kraftwagen rennt gegen einen Mistschaufel, wirft ihn somit Gefährt und Fahrgast über den Haufen und landet in der Gosse. Wilde Schießerei, zersplitternde Fenster, flüchtende Schutzleute, jammernder Mistschaufel. Die Räuber saufen was sie können, und entkommen. Der Schuljunge sieht Mütze und Büchermappe zusammen sieht noch einer Uhr, erschrickt, nimmt die Beine unter den Arm und kommt einige Augenblicke zu spät zum Unterricht: „Ich bitte vielmals um Entschuldigung, daß ich nicht pünktlich bin, Herr Professor!" Er setzt sich auf seine Bank, und der Fall ist für ihn erledigt.

Das Naturwunder als Taschendieb.

In Stockholm wurde kürzlich ein Taschendieb, eine würdige Erscheinung im langen, weißen Bart, auf frischer Tat verhaftet. Auf der Polizeiwache stellte sich allerdings heraus, daß man es mit einer — Frau zu tun hatte. Sie von der Natur mit diesem Attribut männlicher Schönheit bedacht und im übrigen bereits fünfzehnmal wegen Taschendiebstahls vorbestraft war. In der Verhandlung wurde sie gefragt, warum sie denn nicht auf ehrliche Weise ihr Brot verdiene. Auf ihre Antwort, daß der unsichtliche Bart sie daran hindere, meinte der Richter, sie könne sich doch jedenfalls als Naturwunder sehen lassen und im Panoptikum viel Geld verdienen. Davon wollte die Dame im Bart aber nichts wissen. Entrüstet erklärte sie, daß sie sich darauf unter keinen Umständen einlasse und dann schon lieber Taschendiebin bleibe. Bei dieser eigenartigen Auffassung blieb dem Richter nichts anderes übrig, als die Partie wieder für einige Wochen hinter „schwedische Gardinen" zu stecken.

Verantwortlich: H. Semmelmann, Altena.
Druck und Verlag: Dr. C. Sautz, Altena.

Heimat und Ferne

Beilage zum Altenaer Kreisblatt zugleich Neuenrader Zeitung

Nr. 8 — Mittwoch, 20. Februar — 1929

Sterbende Tierwelt

Von Wilhelm Hochgreve.

Es ist eine unverzeihliche Rücksichtslosigkeit der weißen Rasse, daß sie an dem Massenmord unter den Tieren der Wildnis die Hauptschuld trägt. Gewiß haben wir auch Beispiele dafür, daß weniger kultivierte Völker eine Tierart ausrotteten. Im allgemeinen aber gehen die Eingeborenen mit ihrem lebenden Nationalvermögen, dem Wilde und anderm Getier, das ihnen Nahrung und Kleidung zu geben hat, sehr haushälterisch um. Ein treffendes Beispiel dafür bieten die Indianer Nordamerikas mit ihren wilden Büffelherden, die Jahrhunderte hindurch reichliche Hauptnahrung boten und die trotzdem zu Hunderttausenden die Prärien belebten. Dann kam der weiße Eroberer, mit ihm die sinn- und gewissenlose Schießsucht, die teilweise beinahe sadistische Auswüchse zeigte. In der kurzen Spanne von 20 Jahren (1869—89) wurden diese Riesenherden bis auf ungefähr 850 Stück zusammengeknallt. Es war die allerhöchste Zeit, daß die nordamerikanische Bisongesellschaft ins Leben gerufen wurde, deren energischen Bemühungen es gelang, jenes urige Wild nicht nur vor der gänzlichen Ausrottung zu bewahren, sondern auch in Nationalparks den Bestand bis heute auf etwa 15 000 Stück heraus zu hegen. Ein noch härteres und leider nicht aufgehaltenes Schicksal fand die nordamerikanische Wandertaube, die vor knapp einem Jahrhundert noch in Riesenschwärmen die weiten Wälder bewohnte, von 1850 ab schon selten wurde und am Ende des 19. Jahrhunderts als restlos ausgerottet gelten mußte. In größter Gefahr ist heute noch der im arktischen Amerika lebende, von der geschichtlichen Forschung bis zurück in die Eiszeit festgestellte Moschusochse, welcher der Schießwut gewissenloser Sportjäger und Fleischmacher zu erliegen droht, während er den gewaltigen klimatischen Veränderungen und den primitiven Waffen der Eskimos Jahrtausende hindurch zu trotzen wußte. —

Wie rasch der Mensch, die Krone der Schöpfung, dem die Mitgeschöpfe doch so weit heilig sein sollten, daß sie von ihm nicht restlos vertilgt werden, mit einer seltenen Tierart fertig wird, lehrt unter anderm das Beispiel der erst 1741 im Beringsmeer entdeckten Seekuh, die damals noch massenhaft vorkam und ihres guten „Wildbrets" wegen gejagt wurde. Schon im Jahre 1768, also 27 Jahre nach ihrer Entdeckung durch Europäer, wurde die letzte Seekuh von weißen Pelzjägern erlegt. Ein ähnliches Geschick droht dem Walroß und den Walfischen. Nur durch die Flucht in Gebiete, wohin der Mensch, ihr Todfeind, so rasch nicht zu folgen vermag, haben jene und viele andere Tiere sich vorläufig vor völligem Untergange bewahrt. So zogen sich Moschusochsen, Vielfraße, Eisfüchse, Schneeeulen, Schneehühner und Schneehasen sowie Rentiere und Lemminge nach hochnordischen und subarktischen Regionen zurück; Gemsen, Steinwild, Schneehasen, Schneehühner und Murmeltier verlegten ihre Stände vor dem ewigen Störenfried in höhere Alpengebiete. Wie wir einerseits der Jagdlust, das heißt der Vertriebenen, in Schießerei ausartenden Jagdlust, den Untergang verschiedener Tiere zur Last legen müssen, so verdanken wir andererseits der weidgerechten, immer auf die Erhaltung der Wildarten hinzielenden Hege den Fortbestand so mancher Tierart, die ohne Jagd- und Schongesetze längst ausgerottet sein würde.

Solange wir in Deutschland noch Weidmänner und Jagdgesetze mit hegerischen Richtlinien haben, werden uns auch im wesentlichen unsere Wildbestände erhalten bleiben. Wie bedroht aber manche vor zwanzig Jahren noch häufige Wildart ist, dafür sprechen die schärfsten Schongesetze der letzten Jahre. Wir besitzen in allen deutschen Waldrevieren Rehe, Hasen, Füchse, in wenigen noch Rot- und Damwild sowie Schwarzwild. Dieses hat vor dem Gesetz keine Schonzeit, wohl aber vor dem Gewissen weidgerechter Jäger, die wenigstens die führende Bache schonen. Die Wildkatze haust noch in den Dickungen des Harzes, der Eifel und wenigen ähnlichen Gebieten und genießt gesetzliche Schonung. Auch der Dachs droht zum „Naturdenkmal" zu werden. Ist er doch in den letzten Jahren in manchen Bezirken (so kürzlich im Bezirk Magdeburg) das ganze Jahr geschont. Der Biber lebt noch zu etwa fünf Stück zwischen Magdeburg und Dessau, jenem Elbgebiet, das ihm seit vielen Jahren als absolutes Schongebiet eingeräumt wurde. Den von Jägern bewirkten Jagdgesetzen verdankt unser urigstes Hochwild, der Elch noch sein Dasein. Der peinlichen Durchführung strengster Hegegesetze ist es gelungen, den in der Kriegs- und Nachkriegszeit zusammengeschmolzenen Bestand wieder auf etwa 500 Stück heran zu hegen. Sie stehen heute in unserm einzigen deutschen Elchgebiete, in den ostpreußischen Revieren Nidden, Tawellningken, Nemonien und Ibenhorst. Wieder ein Beispiel dafür, wie edles Weidwerk Wild erhaltend zu wirken und die durch sinnlose Verfolgung verursachten Schäden in vielen Fällen auszugleichen weiß. Nicht immer aber war es und ist es unweidmännische Jagd, die eine Tierart selten macht oder gar zum Aussterben bringt. So haben wir beispielsweise den allgemein auffallenden Rückgang unserer Rebhühnerbestände der modernen Landwirtschaft mit ihrer künstlichen Düngung und ihrem Hackbetriebe zuzuschreiben. Der Kultivierung von Mooren und Oedlandflächen fällt das Seltenwerden und Verschwinden zahlreicher Tierarten zur Last, denen jene Eingriffe des Kulturmenschen die Lebensbedingungen abschnüren; und unser modern frisierter Wald, der erfreulicherweise, (es wurde höchste Zeit, daß man am grünen Tisch sehen lernte) wieder ein natürliches Gesicht bekommen soll, hat manches Leben auf dem Gewissen, das ihn ehedem beleben half, heute aber in den meisten Wäldern des Ostens, die es auf der Flucht vor der Zivilisation aufsuchte, sich durch Schongesetze schützen läßt. Ob sie sich aber selbst dort noch lange gegen die Naturverwüsterin halten werden, ist recht fraglich. Der Verfasser dieses Artikels mußte 25 000 Morgen jener Wälder tagelang durchstreifen, um einige wenige Paare Blauraken und Wiedehopfe festzustellen, und in drei langen Wochen hatte er nur einmal das Glück, einen Waldstorch zu sehen. Zwei mit je zwei Jungen besetzte Wanderfalkenhorste in einer Oberförsterei buchte er freudig als großen Gewinn seiner Entdeckungsfahrt. Es würde hier zu weit führen, alle die Tierorten aufzuzählen, deren Bestand von der „Kultur" bedroht wird. Vielleicht aber dringt doch der Hilferuf der Naturfreunde durch das Gestampf der vorwärts drängenden Zivilisation: Laßt uns retten, was zu retten ist!

—⊡—

Aus dem Leben eines altpreußischen Werbeoffiziers

Man kennt die Methoden, mittels deren König Friedrich Wilhelm 1. von Preußen seine „großen Kerls" gewann, doch weiß man über die Einzelheiten, in denen diese Methoden zum Ausdruck kamen, verhältnismäßig wenig, weil die preußischen Werbeoffiziere, die von dem König durch ganz Deutschland geschickt wurden, ihre Tätigkeit schon deswegen nach gelungener Werbung ebenso geheimhalten mußten, wie vorher, weil mit den Werbeaktionen fast immer Verletzungen der Souveränität dieses oder jenes Fürsten verbunden waren. Umso interessanter sind Ausschnitte aus dem bisher unveröffentlichten Tagebuch eines preußischen Werbeoffiziers, die Oberstleutnant Ferdinand von Rützow in den preußischen Jahrbüchern veröffentlicht. Es war die Rede von einem Stabskapitän (Rittmeister) eines Dragonerregimentes, der 1726 auf Werbung ins Reich geschickt wurde.

„Zu dieser Zeit — so schreibt der Dragonerrittmeister — hielt sich in der Gegend von Nördlingen ein gewisser Steinecker auf. Er gab sich bald für einen kgl. preußischen Leibjäger, weiher auf Werbung geschickt war, bald für einen Kaiserlichen oder Bairischen Offizier aus, ging zuweilen grün, auch weiß gekleidet; zuweilen hatte er einen Stutzbart, dann wieder keinen. Dieser Steinecker hatte im Lande 5 bis 10 Kerls an der Hand, welche allerorten bekannt waren. Da in jener Gegend so vielerlei Herrschaften waren, so ging er mit seiner Bande, wenn er wußte, daß dort ein großer Kerl war, bald in dieses bald in jenes Territorium; er fiel insonderheit des Nachts in die Häuser, nahm der gleichen Leute mit Gewalt weg, retirierte sich dann wieder auf andern Grund und Boden, besonders nach den Reichsstädten, wo sich preußische Offiziere auf Werbung befanden, und verkaufte diese Leute. Mit diesem Steinecker wurde ich auf eine besondere Art bekannt. Es kamen nämlich zwei Kerls seiner Bande nach Nördlingen, die er zum Spionieren ausgeschickt hatte. Diese wurden im Thor examiniert und, da sie sich in ihren Reden verdächtig machten, arretiert und visitiert. Man fand bei ihnen unter anderem verdeckte Laternen, Stricke, womit sie die Leute gebunden. Als Steinecker, welcher sich dazumal in Dünkelspiel aufhielt — das heißt dort geworben hatte —, dieses erfuhr, schrieb er mir durch einen Expressen einen Brief, worin er mich bat, bei dem Magistrat zu intercedieren, daß diese Leute in Nördlingen wieder losgelassen werden möchten; er wolle sich an keinen preußischen Offizier eher wieder engagieren, bis er mich für diese Gefälligkeit befriedigt hätte. Ich ging also zum regierenden Bürgermeister der Stadt Nördlingen, der mir zwar anfänglich einige Schwierigkeiten machte, zuletzt jedoch versprach, die beiden Kerls los zu lassen. Des anderen Tags schickte er nach meinem Quartier und ließ mir sagen, daß sie frei wären, ich möchte ihnen aber bedeuten, sogleich aus der Stadt zu gehen und selbige künftig zu meiden. Als die Kerls von der Wache zu meinem Quartier und von dort zum Tore hinausgebracht wurden, wurde ihnen solches angedeutet; sie sagten, daß sie nach Dünkelspiel zu ihrem Herrn gehen wollen. Dieser Vorfall geschah vom 6. bis 8. April. Den 9. April reiste ich selbst nach Dünkelspiel, um mit Steinecker zu sprechen und ihn an sein Versprechen zu erinnern. Er versicherte mir auch, mir zu einem großen Kerl zu verhelfen, nur stellte er mir vor, daß es ihm sehr an Geld mangele, da er seit langer Zeit mit Werbung nichts verdient habe. Da er seinen Leuten doch Unterhalt geben müßte, so möchte ich ihm doch 100 Thlr. geben. Ich gab ihm 20 Louisdor, womit er abreiste. Den 23. April reiste ich wieder von Dünkelspiel ab und kam abends in Nördlingen an. Den 2. Mai traf Monsieur Steinecker in dem Wirtshaus vor dem Tor bei Nördlingen ein, schickte nach meinem Quartier und ließ mir sagen, daß er mit einem Rekruten da wäre; ich möchte meinen Wachtmeister mit einer Dragonermontierung herausschicken; dieser solle den Rekruten anziehen, dann wolle er mit ihm in die Stadt kommen. Der Wachtmeister ging sogleich hinaus. In einer Stunde ka-

Nr. 44

Mon

TU Berlin, 2
vormittag wieder
ratungen des
seines Ministerr
aber auch in We
Zentrumsführer
Führer der vo
Scholz, unter
richt erhalten.
Fühlungnahme
Volkspartei und
folgt. Dagegen
weilen Landta
Ungenahme
bb. Berlin,
Deutschen
einer Sitzung
Vermittlung
Abendstunden
vertagte ihre
Mitteilung gab
die der Besprec
geordneten St
Heft in Preuß
ist für heute na

Die Un

TU Berlin, 2
dung in Preuß
Unterredun
sidenten Brau
trums, dem Abg
führer der preu
dem Abg. Heß
in erster Linie
Konkrete Erör
gestellt sei, in di
wird vielmehr s
seinen Parteien
verlautet, schein
Spannung a
⊡ Berlin, 2
noch, gepflogene
Koalitionsfrage
ten Braun mit
wahrt.
habe, der
darf annehmen
ratungen in der
werden. Die fo
für Donnerstag
raumt, die sich
in Preußen bes

Curtius

⊙ Berlin, 21.
Präsident Hin
Anschlag in die
Einzelheiten, auf
stellung günstig
Dazu erfährt
Deutschen
Preußen doch noc
dacht.
preußischen
Beratung auf Mo
Diese Donnerstag-
den sei dem Beid
dacht. Da die
mit dieser Konst
könne, sei noch n
Donnerstag dazu

Reichsregierun

⊙ Berlin, 21
rungssenat mitte
regierung wiede
Stahlhelmbun
Dabei soll von
Im Stahlhelm
Autorität, die
Stahlhelm genom
Deutsche Kund
denen Hakenkreuz
zu erhalten.
Weitere politische

men sie mit dem Rekruten an. Er hieß Sebastian Rengner, war aus Tirol gebürtig und von Profession ein Müller. Der arme Kerl war übel im Gesicht zugerichtet und zerschlagen. Steinecker forderte für denselben 600 Thlr., ohne die schon von mir erhaltenen 100 Thlr., weil er 5 Fuß 11¼ Zoll groß war. Er hätte dem Rekruten noch appart 100 Gulden, also 66 Thlr. 15 Gr. an Handgeld versprochen. Wenn ich ihm das, was er fordere, nicht geben wolle, so wäre schon ein anderer Offizier da, welcher solches gern dafür bezahle. Ich accedierte denn doch noch mit ihm und bezahlte ihm 500 Thlr.; dieser Rekrut kam folglich auf 566 Thlr. 16 Gr. bares Geld. Steinecker nahm sein Geld und reiste ab. Denselben Abend kam der Wirt meines Quartiers und meldete mir, daß er gehört habe, daß man in der Stadt erzähle, daß in voriger Nacht ein bei Augsburg gebürtigter Müller aus einer Mühle mit Gewalt weggenommen worden wäre; er wolle mir raten, daß dieser Rekrut so bald wie möglich weggeschafft werden möchte; er besorge, daß Nachjagd käme, und ich Verdruß haben möchte, wenn der Kerl hier angetroffen würde, wenn ich ihn nicht gar wieder ausliefern müßte und so noch dazu um mein Geld käme. Da das Posthaus nahe an meinem Quartier war, so bestellte ich gleich 4 Postpferde und schickte noch dieselbige Nacht meinen Wachtmeister mit dem Dragoner Valentin Müller nebst dem Rekruten und demjenigen, welcher am 5. April angeworben war, mit Extrapost auf den Transport nach Halle."

Nachdem die Werbung, welche 8 Rekruten ergeben und mit Reise, Handgeld und dem Traktament für den Wachtmeister und die drei Dragoner 2600 Taler Unkosten verursacht hat, beendet ist, tritt der Rittmeister über Bamberg, Coburg den Thüringer Wald, Jena, Naumburg und Halle die Heimreise an, von der er am 12. Juli in Magdeburg anlangte. Von seinem heimatlichen Gut meldet er am 22. Juli dem König seine Rückkehr und das Ergebnis der Werbung.

Nachdem der Rittmeister sich noch in demselben Jahr verheiratet hatte, scheint er eine solche größere Werbereise nicht mehr persönlich unternommen zu haben; er spricht nur noch einmal von den Kosten der Werbungen, als er im Jahre 1740 seinen Abschied nimmt und hierbei erwähnt, daß er „in Zeit von vielen Jahre 7000 Thlr. verworben hätte" und bei der letzten Revue des Regiments sehr enttäuscht gewesen sei „als der König sehr ungnädig gewesen und alle dergleichen Leute, welche mit so vielen und so großen Kosten angeworben waren, bei dem Regiment stehen ließ und nicht einen einzigen Mann davon nahm, welches mich und einen jeden Kapitän sehr incomodierte, soviel Geld angewendet zu haben und nicht einen Gulden dafür zu bekommen."

Die Riviera an der Adria

Von der Unterwelt des Karst zu den istrischen Inseln.

Von Anton Lübke.

Wie ein seltsames Kleinod, verwunschen und kostbar, ragt die Halbinsel Istrien in die blaue Adria. Sonne und Meer verschwenden hier in der Landschaft in reicher Fülle Schönheit und südliche Pracht. Selbst dort, wo die Landschaft ihre Reize verloren hat, wo Stein und Oede herrschen, hat es des Schöpfers Hand nicht daran fehlen lassen, weit unter der Erde prächtige Wunder zu gestalten.

Wer seinen Weg nach Triest nimmt, ahnt nicht, daß sich unter dem kalkigen Karst eine weite unterirdische Landschaft von mehr als 2000 Höhlen ausdehnt. Weltberühmt und vielbesucht wurde in den letzten Jahrzehnten die Adelsberger Grotte bei Postumia, die in ihrer 24 Kilometer weiten Ausdehnung wahre Wunder an prächtigem Tropfstein aufweist. Man stattete diese Höhle in den letzten Jahren mit allen erdenklichen Bequemlichkeiten aus, um sie dem Publikum zugänglich zu machen. Neben verschwenderischer Lichtfülle, einer Grottenbahn und guten Wegen birgt die Grotte ein eigenes unterirdisches Postamt, von dem oft an einem Tage über 70 000 Postkarten in alle Welt mit einem eigenen Grottenstempel versandt werden. Neben den vielen kleinen Höhlen, die alle möglichen Namen, wie Fleischbank, großer Dom, Irissaal, Adlerflügel, Brillantgrotte, Paradiesgrotte, je nach ihrer eigenartigen Gestalt tragen, birgt der verwunschene Berg mehrere gewaltige Hohlräume, beispielsweise den großen Tanzsaal, wo schon seit hundert Jahren in jedem Jahre mindestens zweimal große Tanzveranstaltungen mit einer Besucherzahl von 15 000 Menschen abgehalten werden, wobei in der benachbarten Eulengrotte eine hundert Mann starke Kapelle spielt. Neben den seltsamsten Steinformen sieht man hier den Tropfstein in den wundervollsten Farben leuchten. Aus meterliefen Becken schimmert kristallenes Weiß, dessen Glanz noch stärker wird, wenn die Becken sich mit Wasser füllen; an den Wänden wallen prächtige Faltenwürfe herab, von der Erde erheben sich farbige Stalagmitensäulen empor, und von den Decken tropft zartes spitzes Gestein. Carmen Sylva konnte bei ihrem Verweilen in diesen Grotten mit Recht sagen, das Märchen habe unter der Erde noch ein Reich.

Wandert man weiter gegen Süden, so wird die Landschaft aus dem kalkigen unfruchtbaren Steingebirge bald zur milden südlichen Landschaft. Wenn droben im Norden eisige Winde sich eingestellt haben, übt die Sonne an diesem paradiesischen Meeresgestade noch immer ihre Herrschaft aus. Warme Lichtfluten schaukeln hier im Dezember auf schimmernder See, in den Gärten blühen Blumen, wie blauer Ultramarin dehnt sich das Meer in unendliche Ferne. Es ist, als ob der Frühling sein Werden schon im Dezember beginnt, um dann im Februar oder März mit voller Kraft einzusetzen.

In Fiume, der Hafenstadt, merkt man noch wenig von einem ewigen Frühling. Hier füllt nüchterne Arbeit das Programm des Tages aus. Riesenkrane flankieren das Meeresufer, und verstrebten unaufhörlich ungarischen Zuckersäcke und Baumstämme. Torpedos und Petroleum in das unergründliche Innere der Hansedampfer, die hier auf der Fahrt nach dem Fernen Orient rasten. Fiume bietet das Bild annektierter Städte. Die Schiffswerft, die einst 6000 Arbeiter beschäftigte, hat heute kaum noch 600 Arbeiter. Hier sieht man am offensichtlichsten die Lahmlegung wirtschaftlichen Lebens in einem annektierten Gebiete. Vor dem Adriapalast ruht auf einem massigen Steinpodest der riesige verrostete Anker des ersten nach Kriegsende im Fiumer Hafen ankernden italienischen Kriegsschiffes. Der Führer verweist den Fremden auch auf eine weitere „Sehenswürdigkeit" der Stadt, den in prachtvollem Renaissancestil erbauten Palazzo della Prefettura, von wo der Dichter d'Annunzio in den Dezembertagen des Jahres 1920 seine berüchtigten Reden hielt und von wo aus am 16. März 1924 in Gegenwart des Königs von Italien die Annexion Fiumes erfolgte.

Man wendet sich gern ab von der Betrachtung politischer Vergangenheit und lenkt seine Schritte dem nahe gelegenen Abbazia zu. Ein kleines Paradies der Adria, gleich schön im Frühling, wenn farbenprächtige Rosen ihre Düfte verschwenden, oder im Winter, wenn aus eisigem Norden sonnensehnsüchtige Menschen kommen, um hier unter hochragenden Zypressen und Zedern, unter gigantischen Mammutbäumen oder anderen subtropischen Pflanzen in dem immergrünen Kurpark Heilung zu suchen. Ein idyllisches kleines Kirchlein mit altersgrauen, verwitterten Mauern, einem spitzen, roten Turm und einem verwilderten Garten erinnert an den Ursprung des Kurortes, an die Abtei (abbazia) S. Giacomo al palo, die hier im 15. Jahrhundert von Benediktinermönchen gegründet wurde. Heute umflutet im Sommer wie im Winter den stillen Winkel einstiger klösterlicher Einsamkeit das pulsierende Kurleben. Einen prachtvollen Blick auf das Meer gewährt die Stelle, wo die Statue der Madonna del mare von felsigem Grunde aus ins weite Meer schaut. Unvergeßliche Stimmungsbilder öffnen sich hier dem Auge, besonders wenn die Sonne am Abend schimmerndes Gold in die Fluten des Meeres gießt.

Wer das Panorama der adriatischen Riviera voll genießen will, muß den Monte Maggiore (1403 Meter) besteigen. Schöne Wege führen hinauf zu den Höhen, von wo kein anderer Berg die Aussicht hemmt. Hier locken an den Abhängen dunkle Buchenwälder; auf grünen Wiesen wuchern Blumen. Enzian und Zyklamen erfreuen sich zwischen den Bäumen eines reichen Wachstums. Wie ein Relief liegt das istrische Land eingehüllt in einen feinen Nebel vor dem Blick, wenn man von der Höhe in die weite Ferne schaut. Der stille Cepil-See schimmert in der Tiefe, die Dolomiten Tirols, die verschneiten julischen und krainischen Alpen tauchen auf, und wenn das helle Wetter weite Sicht gewährt, leuchten ganz in der Ferne die Kuppeltürme Venedigs.

Ein Kleinod von besonderem Reize in der Nähe Abbazias ist Lovrana. Für Maler und Dichter bildet dieses sagenhafte, von Geschichte aus römischer, lombardischer, venezianischer und französischer Zeit umwitterte Städten Anlaß zur Bewunderung. Die alten engen Gassen, die verwitterten, moosbewachsenen Mauern, die lauschigen Pergolen und die alten, kleinen Häuser erinnern an eine längst vergangene Zeit, da die Stadt eine vielumworbene Schönheit war. Am Domplatz steht noch ein alter Turm neben einem venetianischen Palaste, von wo aus der Feind, der sich der Lorbeerstadt nähern wollte, mit Wurfgeschossen bekämpft wurde. Aber auch das neue Lovrana ist nicht ohne Reize. Träumerisch liegt weit über Lovrana das Dörfchen Luqua, gleich am eine Oase des Friedens inmitten des stürmischen Meeres.

Doch damit hat der Reiz der istrischen Halbinsel noch kein Ende. Immer mehr Schönheiten, prachtvolle Eilande, verwunschene Städtchen mit viel Geschichte und sagenumsponnenen Mauern, findet man in der Gegend. Wie eine reiche Kette kostbarer Perlen umgrenzt eine Reihe landschaftlicher Schönheiten das Gestade. Da ist Sistiane zwischen dem vielbesungenen Schloß Miramar und der trutzigen Feste Duino. Da liegt Portorose, das vornehme Bad mit einem prachtvollen feinsandigen Badestrande. Moschenizze, einst eine Zuflucht der von Piraten Verfolgten, bietet eine herrliche Fernsicht auf das Meer und auf Quarnero. Pola interessiert wegen seiner mächtigen Kriegsarsenale, die heute verlassen daliegen. Die Brionischen Inseln bilden an der adriatischen Riviera die Glanzpunkte landschaftlicher Schönheiten. Brioni, der Hauptinsel dieser Inseln, zeichnet sich durch tiefe Felsklüfte aus, in denen das Meer wundervolle Schattierungen der verschiedensten Farben entfaltet. Ueberall verschwendet in reicher Fülle die Natur ihre Reize. Meer und Sonne wetteifern, Schönheit und Harmonie in den Vordergrund treten zu lassen, damit Menschen, die hier Gesundheit, Freude und Frieden suchen, neu gestärkt in ihren Pflichtenkreis zurückkehren können.

Deutsche Grönland-Expedition

Im Kreise der deutschen Wissenschaft wird eine Expedition nach Grönland zwecks Forschungen über das Inlandeis und sein Klima geplant. Auf Schlittenreisen längs einer auf 71 Grad Breite gelegenen Durchquerungsroute soll mit seismischen Methoden die Dicke des Inlandeises zu messen versucht werden. Ferner sollen die Seehöhen exakt auf trigonometrischem Wege bestimmt werden; auch wäre es wertvoll, durch Schweremessungen festzustellen, ob die Erdrinde unter dem Inlandeise sich im Tauschgleichgewicht (Isostasie) befindet. Dieser letztgenannte Teil der Untersuchungen soll im Einvernehmen mit dem dänischen geodätischen Institut durchgeführt werden. Dessen Direktor, Prof. Nörsund, mit solchen Schweremessungen an der Küste bereits begonnen hat. Es besteht die Absicht, auf dieser Route drei Winterstationen einzurichten, die eine auf der westlichen Randzone des Inlandeises, die zweite im zentralen Firngebiet in 3000 Meter Seehöhe und die dritte an der Ostküste. An diesen Stationen, wo eine größere Zahl von Gelehrten überwintern soll, werden einerseits die höheren Luftschichten durch Drachen- und Ballon-Aufstiege, und andererseits das Innere des Inlandeises durch Schacht- und Bohranlagen erforscht werden. Für die Schlittentransporte würden neben Zugtieren auch Luftpropellerschlitten zu verwenden sein. Die Expedition kann erst 1930/31 stattfinden, da im Sommer 1929 zunächst durch eine kleinere Vorexpedition die günstigste Aufstiegstelle auf das Inlandeis gefunden und die Durchführbarkeit des Unternehmens erprobt werden muß. Sind diese hat die Notgemeinschaft der Deutschen Wissenschaft Mittel zur Verfügung gestellt. Auch von dieser Vor- und Probeexpedition sind bereits wesentlich selbständige Ergebnisse zu erhoffen. Leiter der Expedition ist der Grazer Universitätsprofessor Dr. Alfred Wegener, der 1906/08 an Mylius-Erichsens „Danmark-Expedition" nach Nordost-Grönland und 1912 bis 1913 an J. P. Kochs Durchquerung Grönlands teilgenommen hat. Die dänische Regierung, mit der Prof. Wegener soeben in Kopenhagen verhandelt hat, hat reges Interesse für den Plan gezeigt und der Expedition ihre Unterstützung zugesichert.

Die „Himmelspforten von Honan"

Der Wunderring des Priesters — Ein neuer chinesischer Thronanwärter. — „Heirate mich oder stirb!"

Von Ludwig Haßlinger - London.

Im Nordwesten der mittelchinesischen Provinz Honan, am Fuß des Waldgebirges Tai Hong, liegt eine Anzahl kleiner Dörfer, die von altersher dem Lande Steinmetzen liefern. Ein Mitglied dieser ehrbaren Gilde, Han Yu-ming, erhielt vor rund drei Jahren den Auftrag, die noch brauchbaren Steinen eines verfallenen Tempels zu retten. Bei dieser Arbeit fand Han Yu-ming einen alten Siegelring mit kabbalistischen Zeichen. Im Dorfe ging die Sage, ein verstorbener Priester, der im Geruche der Wundertätigkeit stand, habe einen übernatürliche Kräfte verleihenden Ring besessen und dieser sei nach seinem Tode spurlos verschwunden. Han Yu-ming erinnerte sich dieser Legende und war sofort entschlossen, den kostbaren Fund und den Aberglauben seiner Landsleute zu seinem persönlichen Nutzen auszubeuten.

Er teilte also einem kleinen Kreis guter Freunde mit, er habe den Wunderring in gewachsenem Stein eingebettet gefunden. Gleichzeitig sei ihm durch eine Stimme aus der Geisterwelt verkündet worden, der Ring besitze die Kraft, die Zukunft zu enthüllen, Krankheiten zu heilen und hieb- und kugelfest zu machen. Han Yu-mings Vertraute glaubten ihm jedes Wort und sorgten dafür, daß die Kunde vom Wunderring unter die Leute kam. Sie priesen den braven Steinmetzen als den heiß ersehnten Retter aus der Not, die der Bürgerkrieg und das Räuberunwesen gebracht hatten.

Als Han Yu-ming sich unerwartet rasch von einer großen Schar von Anhängern umgeben sah, erschien ihm der bis dahin fern liegende Gedanke, in China eine Rolle zu spielen, außerordentlich verlockend. Er suchte seine Gefolgschaft systematisch zu organisieren und nannte die unter dem Deckmantel der Räuberbekämpfung gegründete Bande die „Himmelspforten von Honan", um schon dadurch zum Ausdruck zu bringen, daß seinen Anhängern das Paradies offen stünde.

Innerhalb weniger Monate hatten sich einige tausend Mann unter seinem Banner gesammelt. Jetzt schien es Han Yu-ming angebracht, seine wahren Absichten zu verwirklichen, und er wurde ein regelrechter Räuberhauptmann. Immer mehr Menschen, teils von der Soldateska gequälte Bauern, teils Müßiggänger und Landstreicher, liefen ihm zu. Die einen wollten nur ihr nacktes Leben schützen, den anderen war an Beute gelegen. Alle hofften durch Han Yu-mings Wunderring unverwundbar zu werden. Schließlich nahm die Zahl der Gläubigen derartig zu, daß Han Yu-ming einen Ukas erließ, wonach zur Erlangung der Kugelfestigkeit nicht mehr die Berührung des Wunderringes selbst erforderlich war, sondern allein der Besitz eines Papieres mit dem Siegeleindruck genügen sollte.

Die „Himmelspförtner" drangsalierten nun die Provinz weit schwerer als alle Truppenteile und anderen Räuber zusammen. Wer vor ihnen sicher sein wollte, mußte ihren Schutz teuer erkaufen. Nach dem Abzug der Nordtruppen sandte die Nationalregierung dreimal bedeutende Kräfte gegen Han Yu-ming. Die Soldaten holten sich aber nur blutige Köpfe und ließen viele Waffen, selbst Maschinengewehre, in den Händen der „Himmelspförtner" zurück.

Während Han Yu-mings Macht von Tag zu Tag wuchs, genas seine Schwester eines Knaben. Der Vater dieses jüngsten „Himmelspförtners" legte eine sträfliche Gleichgültigkeit seinem Sprößling gegenüber an den Tag. Da nahm Han Yu-ming sich des Kindes an. Er fabelte seinen Anhängern etwas von einem „vaterlosen Himmelskind" vor, das bestimmt sei, einst den kaiserlichen Drachenthron zu besteigen. Viele Kaiserlichen glaubten ihm, und er gewann neuen Zulauf. Er bezeichnete von jetzt an die Wiederaufrichtung des Kaisertums als sein vornehmstes Ziel und verlieh dadurch seinem Kampf gegen die Staatsmacht einen legitimen Anstrich.

Gelegentlich eines Raubzuges nahm eine Abteilung „Himmelspförtner" einen Studenten aus Peking gefangen. Han Yu-ming erkannte bald, daß die geistigen Fähigkeiten des jungen Mannes für seine Partei weit nützlicher sein mußten als das zu erpressende Lösegeld. Er ließ ihn frei und ernannte ihn zum obersten Berater. Die Talente des jungen Kuo bewährten sich ausgezeichnet. Er schuf innerhalb der „Himmelspforten" eine straffe Organisation mit einer Reihe moderner Verwaltungen darunter als deren wichtigste das Finanzdepartement mit Abteilungen für „freiwillige Steuern" und für „Zwangseintreibungen". Der ganze Apparat läuft heute reibungslos. Die Nationalregierung sieht dem Treiben fast machtlos zu und läßt Han Yu-ming ungeschoren.

Ehrlicher als der scheinheilige Han Yu-ming ist Loo Si-ho aus der Provinz Kansu, der aus seinem Banditentum kein Hehl macht. Im struieren. Man hatte schon häufig vereinzelte

Gegenteil, er freute sich sogar seines Rufes als gefürchteter Räuberhauptmann, bis der Augenblick kam, da sich seine Tochter nach einem Gatten sehnte. Jetzt mußte der liebevolle Vater die Entdeckung machen, daß sein blutiger Ruhm alle Heiratsaussichten der Tochter verdarb. Einige Male war es schon so weit, daß ein junger Mann sich in das hübsche Mädchen verlieben wollte, doch jedesmal, wenn der Freier den Namen seiner Angebeteten erfuhr, wandte er sich mit Grausen. Die Räubertochter weinte manche bittere Träne enttäuschter Liebe und der gute Vater wurde seines Lebens nicht mehr froh.

Eines Tages nahm er seine Tochter zu einem Ueberfall auf ein Dorf mit, um ihr dergestalt etwas Ablenkung zu bieten. Seine Leute fingen unter anderen auch einen recht gut aussehenden jungen Kaufmann und brachten ihn gebunden zu Loo Si-ho. Unerwartet wurde der Räuberhauptmann abberufen. Er überließ seiner schwerbewaffneten Tochter die Aufgabe, mit dem gefangenen Kaufmann über das Lösegeld zu verhandeln.

Da dachte das Mädchen: „Jetzt oder nie!" Es trat auf den jungen Mann zu: „Willst Du mit mir fliehen und mich heiraten, wenn ich Dich befreie?" Der Kaufmann hegte noch einige veraltete Standesvorurteile: „Ein Räubermädchen? Nein!" Da zog die Schöne ihre Pistole und hielt sie dem Auserwählten auf die Brust: „Heirate mich oder stirb!" Mancher weit mutigere Jüngling hätte in dieser kitzlichen Lage geflötet: „Komm an mein Herz!" Kein Wunder, daß der Gefangene schließlich zustimmte: „Ich heirate Dich". Die Jungfrau band ihn los, drückte ihm Pistolen in den Gürtel und ließ sich vom endlich errungenen Bräutigam in dessen Heimatdorf „entführen".

Loo Si-ho war zuerst wütend über diesen Verrat, doch als guter Vater freute er sich zuletzt, seine Tochter endlich unter der Haube zu sehen. Die Jungvermählte und der Papa Räuberhauptmann trafen sich bald darauf. Die Tochter erzählte dem Alten so viel Schönes aus ihrer Ehe, daß er gerührt seinen Segen gab und nach ihren Wünschen betreffs ihrer Mitgift fragte. „Das einzige, was ich verlange, ist eine Kanone, ferner die Zusicherung, das Land in einem Umkreis von vierzig Li um meine neue Heimat mit Deinen Räubereien zu verschonen." Loo Si-ho war mit dieser Art Mitgift einverstanden, lieferte die Kanone mit der nötigen Munition ab und ließ die ausbedungene Bannmeile unbehelligt. Schwiegersohn und Tochter erfreuen sich der größten Verehrung ihrer Landsleute und leben wie die Turteltäubchen.

Aus Südamerikas Urzeit

Ausgrabungen in Peru. — Die Inka-Periode. — Die vorinkaische Epoche.

Unter Leitung des Direktors des archäologischen Nationalmuseums in Lima, der Hauptstadt Perus, sind in den letzten Jahren in Peru Ausgrabungen vorgenommen worden, die insbesondere im Verlauf des letzten Jahres zu außerordentlich reichen Entdeckungen geführt haben. Nicht weit von Lima selbst wurden auf verhältnismäßig engem Areal mehrere Städte, Dutzende von Friedhöfen, Befestigungen, Tempeln, Werkstätten und anderen Kulturdenkmälern freigelegt. Teilweise lagen diese verschiedenen Kulturschichten unmittelbar übereinander, sodaß man in gewissen Fällen sozusagen einen Querschnitt durch die ganze Kulturgeschichte Perus ziehen konnte. Man braucht kaum daran zu erinnern, daß ein solcher Kulturquerschnitt durch Jahrtausende gerade in Peru von beispiellosem Interesse ist, da es der Wissenschaft bis heute nicht gelungen ist die Aufeinanderfolge der Kulturen und Völker aus dem südamerikanischen Kontinent vollständig zu klären, da man nur weiß, daß Peru und das peruanisch-bolivische Grenzland den Brennpunkt der alten Inka-Kulturen und wahrscheinlich auch der vorinkaischen Epochen dargestellt hat, weswegen auch der Boden der genannten Gebiete die Lösung des Rätsels der Inka bergen muß.

Mit der Lösung dieses Rätsels ist man nun dank der Funde des vorigen Jahres um einen großen Schritt weiter gekommen. Es wurden nicht nur in 500 Gräbern mehr als 1000 Mumien gefunden, die bewunderungswürdig konserviert sind, sodaß man an Hand der ihnen beigegebenen Grabgaben und Gewänder ihr Alter auf ungefähr 3000 Jahre mit ziemlicher Sicherheit festlegen konnte. Zugleich konnte man an den zahllosen Kultgegenständen, Tongefäßen, Götter- und Tierfiguren, Statuen und beschrifteten Steinen große Teile des gesamten Kulturbildes jenen Epochen rekonGräber jener Epochen entdeckt, und hatte aus der wunderbaren Konservierung der Toten und den reichen Grabgaben stets darauf geschlossen, daß man es mit den Gräbern besonders hervorragender Persönlichkeiten zu tun habe. Die letztjährigen Ausgrabungen zeigen, daß ganz allgemein der Stand der Kultur der frogliehen Epochen so hoch war, daß die Toten fast ausnahmslos mit feierlichem Zeremoniell und reicher Ausstattung beigesetzt wurden. Naturgemäß gibt es auch unter diesen Gräbern solche, die durch den besonderen Luxus ihrer Ausstattung, der Bekleidung der in ihnen beigesetzten Toten etc. als Grabstätten hervorragender Persönlichkeiten ohne weiteres erkennbar sind.

Das reichste Gräberfeld bei Paracas, nicht weit von Pisco, der 200 km von Lima entfernten Hafenstadt Perus, wurde als der Inka-Periode zugehörig festgestellt. Unter ihm fand man dann einen Friedhof aus der vorinkaischen Epoche und unter diesem wiederum fand man Grabstätten der archaischen Periode Perus, der Zeit also, der — wie man annehmen muß — die wirklichen Ureinwohner Perus, vielleicht des südamerikanischen Kontinents überhaupt angehörten. Dieser südamerikanische Urmensch lebte, soweit sich nach den Auswertungen der Grabungsergebnisse feststellen läßt, in einer Art kommunistischer Gemeinschaft, in der die ganze Bevölkerung gemeinsam zu Gunsten der Gesamtheit der Landwirtschaft, der Jagd und der Fischerei oblag. Der höchste Gott unter den verschiedenen Naturgottheiten scheint der Regengott gewesen zu sein, dessen Wirken ja für die trokkenen Gegenden der Hochanden von besonderer Bedeutung war. Er scheint in erster Linie als Jaguar dargestellt zu sein, weil das Brüllen dieses in Peru so verbreiteten Raubtieres dem regenverkündenden Donner ähnelte. Langsam verwandelte sich der Jaguar-Gott in einen Sonnengott — ein Wechsel, der in den verschiedenen bildlichen Darstellungen auf Gräbersteinen und in den Geweben die man bei den Toten fand, deutlich ersichtlich wird. Eine zeitlang wurde der Naturgott als Reptil mit einem Jaguarkopf und einem Sonnengesicht dargestellt. Ethnographisch zerfiel die Einwohnerschaft Perus und Boliviens vor dem Auftreten der Inkas anscheinend in 12 größere Völker, die sich ihrerseits wieder aus zahlreichen Einzelstämmen zusammensetzten. Von diesen 12 Volksgemeinschaften bewohnten z. B. die Hälfte die andischen Berglaler und mit diesen scheinen bei ihrem Eindringen nach Südamerika die Inkas sich verschmolzen zu haben. Aus dieser Mischung wurde das sogenannte, gewaltige Reich, das erst die spanischen Eindringlinge unter unsäglichen Mühen und Kämpfen nach einem halben Jahrtausend glänzenden Bestandes zerstören konnten.

Alt-Japan in Newyork

„Ruhige Philosophie" und Tee.

Von W. F. Holler - New York.

Europa hat seiner Afrika- und Ostasien-Schwärmerei vor einigen Jahren als modische Erscheinung und Reagenz auf seine Ueber-Zivilisierung mit wechselnden Erfolgen Ausdruck verliehen, und so ist es nicht einzusehen, warum in der raschlebigen Neuen Welt, besonders in den Vereinigten Staaten, nicht auch Raum für ähnliche fernkontinentale Strömungen vorhanden sein sollte.

Nach den Enttäuschungen der „Europatraveller" erscheint es weiter nicht verwunderlich, wenn die Begeisterung der Yankees für die Schätze und Annehmlichkeiten der Alten Welt erheblich gesunken ist. Und seitdem die Niggersongs der von Afrika nach Harlem-New York verpflanzten Jazzmusik sowie die Straußenfedern und Känguruhsteaks Australiens den Reiz der Neuheit verloren haben, ist in den intellektualistischen Kreisen New Yorks altjapanische Kunst und Lebenshaltung erneut „entdeckt" worden. Vor allem erfreuen sich zur Zeit die platonischen Genüsse der „sukiya", d. h. jener altjapanischen Ruheräume, in denen sich ein durch philosophische Betrachtungen vertiefter Teekult entwickelte, in New York wachsender Beliebtheit.

Studenten aus Manhattan und Long Island haben als erste diesem altjapanischen Teekult in ihren Klubhäusern Eingang verschafft. So entstanden mitten in einigen Verkehrszentren der Riesenstadt kleine, anspruchslose „sukiya", bis zu deren unmittelbarer Nähe unausgesetzt der ohrenbetäubende Lärm vieler Straßen heranbrandet. In diesen Teestuben aber herrschen wohltuendes Schweigen und jener Geist des Friedens und der Schlichtheit, der einst, vor fünfhundert Jahren, die Japaner zur Glückseligkeit erzog.